

Rezensionen

**Martina Heßler/Heike Weber (Hg.):
Provokationen der Technikgeschichte. Zum
Reflexionszwang historischer Forschung**

*Paderborn, Verlag Ferdinand Schöningh
2019 (258 S., ISBN 978-3-506-79233-4),
44,90 €*

Gleichwohl die Technikgeschichte disziplinär anerkannt ist, mangelte es ihr lange an jenen Büchern, die Disziplinen definieren – an „Einführungen“. Erst 2009 legten zum einen Wolfgang König, zum anderen Rolf-Jürgen Gleitsmann, Rolf-Ulrich Kunze und Günther Oetzel zwei derartige Bücher vor. 2012 folgte dann Martina Heßlers „Einführung in die Kulturgeschichte der Technik“. Die nun von ihr gemeinsam mit Heike Weber herausgegebenen „Provokationen der Technikgeschichte“ titeln zwar nicht dem Genre gemäß, lassen sich aber auch als ein neuartiges Konzept der „Einführung“ lesen, indem sie bewusst und ausdrücklich die Reflexionspotentiale technikhistorischen Forschens in und für derzeit wichtige(n) Grundsatzdebatten und -fragen ausloten. „Provokationen der Technikgeschichte“ meint aber zugleich, die durch diese Debatten ausgelösten Zwänge der Selbstreflexion technikhistorischen Forschens. Der Band versammelt dann auch sechs Beiträge, die diesen doppelten „Provokationen“ nachgehen. Sie alle berühren Themen, denen gemeinsam ist, dass sie nicht nur gegenwärtig prominent diskutiert werden, sondern auch in absehbarer Zukunft von hoher gesellschaftlicher und forschungsstrategischer Relevanz sein werden.

Den Reigen eröffnet der Beitrag der Mitherausgeberin Martina Heßler, die ihr aktuelles Forschungsgebiet, die Formulierung einer Historischen Technikanthropologie, umreißt. Ihr Artikel titelt „Menschen – Maschinen – Mensch-Maschinen in Raum und Zeit“ und geht von der Prämisse aus, dass „der Mensch“ in der Tech-

nikgeschichte noch nicht „gefressen“ wurde, hier in Anspielung an Marc Blochs Diktum des Historikers als Menschenfresser, das von Heßler gleichfalls bemüht wird. Heßler geht es zuvorderst darum, geschult am Blick der Historischen Anthropologie, eine flache Ontologie zu entwickeln. Es geht im Kern um die Historizität und Pluralität von Mensch und Maschine, woraus die Autorin, vor dem Hintergrund posthumanistischer Hybridität, in programmatischer Absicht das Forschungsprogramm der Historischen Technikanthropologie ableitet. Dieses bestimmt sie, sehr anschaulich und zugleich richtungsweisend, durch die Schlagwörter „saying“ und „doing“. Zielt „saying“ auf die diskursgeschichtliche Perspektive, so „doing“ auf Praktiken, Wahrnehmung und Erfahrung. Ein Dreifaches soll für die zu entwickelnde Historische Technikanthropologie auf der Ebene des Diskurses thematisiert werden. Da sind zunächst jene relationalen Diskurse über „den Menschen“ und die Maschine, da ist zudem, quasi auf einer zweiten Ebene der Beobachtung, die kontextuelle Historisierung von Technikanthropologien und schlussendlich selbige für die Menschenbilder. Demgegenüber sieht Heßler das „doing“ bestimmt durch zweierlei, zum einen das „doing technology“, zum anderen das „doing human“, gemeinhin also die technisierten Lebensbedingungen. Insofern die Autorin vor allem auf die Formulierung einer Forschungsprogrammatik zielt, sind die von Heßler angeführten empirischen Belege zwar relativ dünn, dennoch gut geeignet, die Potentiale einer Historischen Technikanthropologie aufzuzeigen.

Der anschließende Beitrag von Helmuth Trischler und Fabienne Will stellt die omnipräsente Debatte um das Anthropozän, das Zeitalter des Menschen, in den Mittelpunkt. Kompetent bündeln die Autoren unter dem programmatischen Titel „Provokation des Anthropozän“ die schon längst unüberschaubar gewordenen, verschiedenen Stränge dieses wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurses. Sie diskutieren darüber hinaus auch alternative Konzepte, das geologische Zeitalter des Menschen zu konturieren, wie z. B. das „Capitaloscene“. Die zentrale Provokation des Anthropozän besteht nach Ansicht, und sehr zu Recht, von Trischler und Will für die historischen Disziplinen darin, sich mit einem neuartigen, z. B. etablierte Periodisierungen oder Begrifflichkeiten in Frage stellenden Narrativ kritisch auseinanderzusetzen. Dies kann gerade für die Umwelt- und Technikgeschichte wiederum zu neuartigen Fragestellungen und Einsichten führen. Zugleich jedoch sind gerade die beiden genannten Subdisziplinen ihrerseits in der Lage, Antworten auf die Provokation des Anthropozäns zu geben, wie die Autoren abschließend konturieren. Exemp-

larisch sei hier verwiesen darauf, dass die Rückbindung von historischen Diskursen über Technik an selbige einen eminenten Beitrag zum normativ aufgeladenen Diskurs über das „gute Anthropozän“ liefern kann, um so die Grundannahme jenes Diskurses, dass die Lösung globaler Umweltprobleme in der Entwicklung neuer Technologie läge, mit der dafür notwendigen historischen Tiefenschärfe zu versehen und zu reflektieren.

Vereint das Anthropozän humane und geologische Periodisierungen, so verweist der Artikel der Mitherausgeberin Heike Weber darauf, dass dem Technischen selbst eigenständige Zeitschichten eingeschrieben sind. Unter dem Titel „Zeitschichten des Technischen: Zum Momentum, Alter(n) und Verschwinden von Technik“ greift sie dabei die aktuellen geschichtswissenschaftlichen Debatten um Zeit und Zeitmodelle sowie den historischen Wandel auf. Indem Weber vornehmlich auf die Persistenz „alter“ Technik und der mit ihr verknüpften Praktiken zielt, provoziert sie die immer noch dominante zukunftsfixierte Sichtweise auf Technik und verbindet hiermit zugleich die disziplinäre Provokation, bewusster auf die konstitutiven Zusammenhänge von Technik und Zeit, ja gar konkreter wieder auf die Technik selbst zu schauen. Die Rede über die Zeitschichten des Technischen ist dabei eine doppelte, sie adressiert zum einen die gesellschaftliche Prägekraft von Techniken, wobei Weber bewusst annimmt, dass derartige technische Epochen auch Techniken unterschiedlicher Zeiten beinhalten, zum anderen zielt sie zugleich darauf, dass Techniken spezifische Zeitlichkeiten eingeschrieben sind. Im Kern geht es Weber um dreierlei: Zuvorderst um ein Plädoyer, den technikhistorischen Blick nicht mehr durch den etablierten Neu-Alt-Dualismus zu leiten und dementsprechend die technische Polychronie stärker zu konturieren – basiert doch nur zu oft auch das radikal neu Erscheinende auf alten Techniken und Infrastrukturen. Zum zweiten sollte dieser Blick geleitet werden durch seine Umkehrung – nicht mehr das Alte vom Neuen her zu betrachten und damit zumeist implizit als „schlechter“ zu apostrophieren. Drittens erlauben technische Temporalitäten, gängige zeithistorische Deutungen wie „Beschleunigung“ oder „Gegenwartschrumpfung“ kritisch zu bereichern. Wie Weber erwähnt, liegen sowohl noch methodische Probleme der Begriffsfindung ebenso vor uns, wie zahlreiche unbeantwortete Forschungsfelder, die zum Großteil globalgeschichtlicher Natur sind.

Dem Themenkomplex der „Globalgeschichten von Technik“ geht der folgende Artikel von Ute Hasenöhrlich nach. Die Autorin diskutiert auf Grundlage der bereits ins Uferlose gewachsenen globalgeschichtlichen Forschungstechnikhistorische Perspektiven. Dass hier immer noch hin-

reichend viel Forschungsbedarf wie auch -potential vorhanden ist, ergibt sich bereits daraus, dass die Technik in globalhistorischer Perspektive nur zu oft ausschließlich als wenig theoretischer Faktor angesprochen wurde und wird. Hasenöhr entwirft ein allgemeines Forschungsprogramm, das drei Themenfelder adressiert – globale Technikgeschichte als Beziehungsgeschichte, einen neuartigen, durch die Globalität geprägten Blick auf die Infrastrukturgeschichte und globale mikrohistorische Technikgeschichte, die bestimmt wird durch Diskurse, Identitäten und Alltagspraktiken. Gerade die Pluralität gesellschaftlichen Gewordenseins führt dann auch dazu, dass Hasenöhr dafür plädiert, sich von einer Globalgeschichte von Technik zugunsten vieler Globalgeschichten von Technik zu verabschieden. Globalgeschichtliche Perspektiven sind nicht nur deshalb wichtig, da erst sie erlauben, auf die „Kernfrage, welche Techniken überhaupt in den verschiedenen Weltregionen zu welchem Zeitpunkt für wen und warum wichtig waren“ (182), Antworten zu geben, sondern ganz grundsätzlich liebgewonnene Narrative über den Weg in die westliche, technisch geprägte Moderne in Frage stellen.

David Guggerli und Daniela Zetti tangieren sodann in ihrem Artikel „Computergeschichte als Irritationsquelle“ die in Heike Webers Beitrag aufgeworfene Zeitlichkeitsthematik, insofern sie die Zukunft als Selbstlegitimationstopos der Computergeschichte einleitend adressieren, die allerdings durch die Konstruktion der Vergangenheit, der Geschichte, nicht auskam. Im Kern jedoch geht es den beiden darum, die Abwesenheit des Computers als technisches Artefakt in der aktuellen Computergeschichte mit ihrer Fixierung auf das Digitale als Ausgangspunkt dafür zu nehmen, nach gänzlich anderen disziplinären Fragestellungen zu suchen und nicht auf die „Stabilität ihrer Gegenstände“ (194) zu setzen. Vor dem Hintergrund der Computergeschichte und ihrer Selbsthistorisierung, konturieren Guggerli und Zetti zukünftige, thematische Fragen und Probleme der Technikgeschichte. Die hier angesprochenen Irritationen setzen auf technikhistorische Reflexion, sind insofern dezidiert auch als Reflexionszwang zu deuten. Vor diesem Hintergrund machen Guggerli und Zetti auf die computergestützte Wissensproduktion aufmerksam, die verunsichere, da sie als Quellenkorpus ernst zu nehmen sei, aber auch nicht nur in Vernetzungen zu denken, sondern stärker auf Unterbrechungen zu achten oder sich final von der technikhistorischen Teleologie zu verabschieden, da dieser die dynamischen Prozesse, die charakteristisch für die Computergeschichte sind, entgegenstehen.

Den Band beendet Anne-Katrin Ebert mit „Ran an die Objekte! Ein Plädoyer für das gemein-

same Erforschen und Sammeln von Objekten in den technischen Museen“. Vor dem Hintergrund sich ändernder Sammlungsstrategie in den (technischen) Museen und den Möglichkeiten der Objektdigitalisierung zum einen und der historischen Affinität der Technikgeschichte für das materielle Objekt zum anderen, gibt sie nicht nur Einblicke in die – oft in der universitären Welt fremd gewordenen – alltäglichen Realitäten der Museumsarbeit, vielmehr ist ihr Text das, was er verspricht zu sein, ein engagiertes Plädoyer für einen intensiveren Austausch zwischen universitärer und musealer Technikgeschichte. Mag sich dies auch mit epistemischen Herausforderungen für die universitäre Technikgeschichte verbinden, die aus den auch sinnlichen Wahrnehmungen der materiellen Objekte resultieren, so ist Ebert uneingeschränkt zu zustimmen, wenn sie abschließend konstatiert, dass materieller Objektüberfluss und Digitalisierung nach einer stärkeren Kooperation der beiden genannten Institutionen geradezu „schreien“. In diesem Sinne ließe sich auch resümieren: „Raus aus dem Elfenbeinturm, ran an die Objekte!“.

Die „Provokationen der Technikgeschichte“ provozieren zunächst auch dort, wo sie es wohl intentional nicht wollen. Im post-humanistischen Zeiten kann man keine Einwände gegen gendergerechte Schreibweise erheben, oder sollte dies zumindest nicht. Wenn diese aber sowohl formal wie auch inhaltlich nicht kohärent umgesetzt wird, ist dies zumindest irritierend. Ebenso irritierend wirkt partiell die Einleitung der Herausgeberinnen, wenn sie die einzelnen Abhandlungen inhaltlich skizzieren, diese Ausführungen aber in eine Reihenfolge stellen, die dann von der Inhaltsstruktur abweicht. Insofern sich der Band dezidiert primär an Zeithistoriker wendet, wäre es zudem durchaus hilfreich gewesen, dem Band ein Autorenverzeichnis beizugeben, mögen die Autoren und Autorinnen zwar in der Technik- und Umweltgeschichte sehr bekannt sein, muss dieses nicht zwingend für die Zeitgeschichte gelten. Sei es drum: Der von Martina Heßler und Heike Weber vorgelegte Sammelband hat eindeutig das Potential zur Provokation innerhalb und außerhalb der Technikgeschichte. Den beiden Herausgeberinnen ist es gelungen, die Potentiale der Technikgeschichte als moderne Reflexionswissenschaft in spannender und anregender Weise offenzulegen. Wenn anfangs von einer Art „Einführung“ die Rede war, so soll diese hier am Ende nochmals aufgegriffen werden: Die Artikel eignen sich, gerade da sie Themen spiegeln, die unsere absehbaren Zukünfte tangieren werden, auch als Grundlagenlektüre für universitär Seminar mit Fortgeschrittenen.

Dr. Torsten Meyer, Berlin/Bochum

Judith Fait:

**Kupfer, Kolonialismus, Kapital.
Das Bergwerk Tsumeb, Namibia**

*Hamburg, Diplomica Verlag 2019 (212 S.,
180 Abb., ISBN 978-3-96146-712-9),
39,50 €*

Mit dem rasanten Aufstieg der Elektroindustrie ab den 1880er Jahren avancierte das Kupfer zum strategischen und profitablen Werkstoff der Industrienationen. Zugleich setzte das Deutsche Kaiserreich an, sich im Wettbewerb der imperialen Mächte als Kolonialmacht zu etablieren. Die Kolonialisierung des heutigen Namibias begann 1884, als erste Gebietserwerbungen an der Küste zu deutschen Schutzgebieten erklärt wurden („Deutsch-Südwestafrika“). Die Erschließung und Ausbeutung von Bodenschätzen bildete von Beginn an ein überragendes Ziel der Kolonialbewegung. Den Legenden und Gerüchten über Kupfervorkommen aus den vorkolonialen Epochen folgend, wurden Expeditionen in das Otavi-Bergland in die Wege geleitet. Mit der Entdeckung des „grünen Hügels“ in der Nähe des heutigen Tsumeb im Jahre 1893 begann die Ausbeutung einer geologisch-mineralogischen Singularität. Denn die Erze verfügten nicht nur über außerordentlich hohe Gehalte an Kupfer und Blei. Vielmehr wurde Tsumeb als Fundort einer Vielzahl bis dahin unbekannter Mineralien zum Mekka von Mineralogen und Sammlern im Weltmaßstab. Die Ausbeutung der Vorkommen durch die Otavi Minen- und Eisenbahngesellschaft (OMEG) begann im Jahre 1900 und zog sich mit einigen kriegs- und konjunkturbedingten Unterbrechungen und unter wechselnden Besitzverhältnissen bis ins Jahr 2008. Als Folge der jahrzehntewährenden Emissionen blieben 500 Quadratkilometer u. a. mit Arsen und Blei von zum Teil „extremer Konzentration“ kontaminierte Flächen zurück (S. 143).

Die von Judith Fait vorgelegte „Biographie“ des Bergwerks Tsumeb, einer „Mine der Superlative“ (S. 11), bildet wahrscheinlich die erste in dieser Weise entworfene montanhistorische Untersuchung. Denn ihre Analyse bewegt sich in der Schnittmenge zwischen Archäologie und Kolonialgeschichte, Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte sowie der Technik- und Umweltgeschichte. Die reich bebilderten 212 Seiten umschließen rund 100 Seiten Text und ein dreiseitiges Literaturverzeichnis. Die gelungene Bebilderung trägt zur Anschaulichkeit erheblich bei. Die Autorin hat im Wesentlichen gedruckte Quellen, darüber hinaus die archivalische Überlieferung im Tsumeb Archiv, Namibia, ausgewertet. Darunter befanden sich bis dahin noch „unberührte“ Archivalien (S. 7). Die kolonialhistorische Überlieferung des Bundes-

archivs oder anderer Archive wurde nicht konsultiert.

Die Hauptabschnitte zur vorkolonialen Epoche (S. 19) und der Rolle der Missionare als Wegbereiter (S. 25) zeigen die kolonialismus-kritische Haltung der Autorin. Das Selbstlob der Missionare im Rahmen ihrer angeblichen zivilisatorischen Arbeit stößt sie ab (S. 30). Die insgesamt chronologisch aufgebaute Darstellung hebt den betrügerischen Charakter der kolonialen Herrschaft hervor. Die Entwicklung bis zur Entstehung der deutschen Bergbausiedlung in Tsumeb, die auch andernorts schon beschrieben wurde, unterstreicht das Dilemma der deutschen Kolonialpolitik. Denn erst mit Tsumeb wendete sich das Blatt erstmals in Richtung einer profitablen Kolonialwirtschaft. Entscheidende Bedeutung erlangten dabei koloniale Minengesellschaften wie die South West African Co. und die OMEG (S. 47).

Die „Blütezeit des Bergbaus in Tsumeb“ begann mit der Inbetriebnahme von Schmelzöfen im Jahre 1907 (S. 71). Dieser Abschnitt des Buches bildet ein bezeichnendes Beispiel für seine Stärken und Schwächen. So werden in einem bunten Kaleidoskop von zum Teil längeren Zitaten die verschiedensten Aspekte unter einer Überschrift abgehandelt: Zeitgenössische Äußerungen zur Brennstoffproblematik in Tsumeb von 1907, chemisch-technische Erläuterungen aus Hollemann-Wiberg von 1976 (warum nicht auch zeitgenössisch?), Kritik an der mangelnden Wachsamkeit der Preußischen Geologischen Landesanstalt gegenüber den eingesandten Erzproben, zum Auftakt der Begeisterung über die „Schönheit“ der in Tsumeb aufgefundenen Kristalle, bis zum Baustil des „architektonisch kuriosen Direktorengebäudes“ in der Bergbausiedlung und weiteres mehr (S. 71-74). Den Abschluß findet das Kapitel mit der kurzen Beschreibung der Ereignisse nach Kriegsbeginn 1914 und damit des Endes der „goldenen Jahre“ – eigentlich waren es kupferne und diamantene Jahre – der deutschen Kolonialherrschaft in Südwesafrika 1915 (S. 92).

Der Anstrengung des Lesenden, sich auf die sprunghaft-chronologische Darstellung einzulassen, steht ein erheblicher Gewinn gegenüber. Denn auch in den folgenden Kapiteln reißt die Autorin dem Kolonialismus, dem Kolonialrevisionismus, der Apartheid und der ungehemmten kapitalistischen Ausbeutung die Maske herunter (S. 93 ff.). Dabei verfolgt sie eine quellen- und faktenbasierte Argumentation, die die Entwicklung der Erzförderung und Profite mit den menschlichen Verlusten ins Verhältnis setzt (S. 116). In dieser Stoßrichtung ist auch die Überschrift des letzten Abschnittes zur Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg zu verstehen („Die finale Plünderung“; S. 117 ff.). Alle Abschnitte profitieren von der Tatsache, daß

es die Autorin als Dipl.-Ingenieurin versteht, die unterschiedlichen geologischen, vor allem aber metallurgischen und chemisch-physikalischen Feinheiten zu vermitteln. Dazu zählt auch die tragische Häufung von Krebsfällen in Tsumeb und der Region in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre (S. 131).

In ihrer Bilanz wird nicht verschwiegen, daß der koloniale Bergbau zum Aufbau der Infrastruktur der postkolonialen Epoche beigetragen hat, auch wenn „das Hauptziel [...] aber unübersehbar die Plünderung der natürlichen Ressourcen“ war (S. 149). Schließlich weist sie uns auf den „kollektiven Gedächtnisschwund“ der bundesdeutschen Öffentlichkeit und der „deutschstämmigen „Südwester““ hin. Denn heute wird nicht nur die koloniale Epoche verdrängt, sondern auch der Nationalsozialismus in Südwesafrika (S. 147). Trotz des eher knappen Textumfangs leistet das Buch einen wertvollen Beitrag für eine montanhistorische Analyse, die politische wie technik- und umwelthistorische Faktoren gleichermaßen in Betracht zieht. Die wundervollen Kristalle des Bergwerks von Tsumeb, die seit frühester Zeit des Bergwerksbetriebs gewonnen wurden, finden sich heute in den akademischen und privaten Mineraliensammlungen der ganzen Welt. Ihre blutige koloniale Entdeckungsgeschichte bleibt dem Bewundernden leider zumeist verborgen.

Prof. Dr. Helmut Maier, Bochum

Schröter, Adam:
Regni Poloniae salinarum Vielicenium descriptio – Das Salzbergwerk von Wieliczka (herausgegeben, übersetzt und erläutert von Siegm. Döpp)

Wien, Verlag Holzhausen GmbH 2019
(228 S., ISBN: 978-3-902976-86-4),
45,00 €
(Die neulateinische Bibliothek. Artes
Renascentes – Series Germanica, Bd. 4)

Das polnische, bei Krakau gelegene Salzbergwerk Wieliczka besitzt in der Welt des Bergbaus eine besondere Bedeutung – ist es doch seit seiner im Jahre 1978 erfolgten Anerkennung als Weltkulturerbe der UNESCO aufgrund der Ausdehnung seines Grubengebäudes, seines hervorragend erhaltenen Ausbaus und seiner kulturhistorisch wertvollen Denkmäler (darunter aus dem Salzgestein herausgeschlagene Skulpturen) ein außergewöhnliches Technisches Denkmal, das seinesgleichen sucht. Diese

besondere Bedeutung hat das Salzbergwerk Wieliczka schon seit dem 16. Jahrhundert zu einer touristischen Attraktion werden lassen, das von zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte – darunter auch Johann Wolfgang von Goethe – besucht wurde.

Einer jener Besucher des Salzbergwerks war auch Adam Schröter, der als Ergebnis seines Besuchs eine „Reisebeschreibung“ des Salzbergwerks zunächst 1533 in Form eines lateinischen Gedichts von 708 Versen veröffentlichte. 1564 ließ Schröter eine überarbeitete und auf 944 Verse erweiterte Fassung seiner Beschreibung erscheinen, ein Werk, das nach Vorbildern der Poesie der klassisch-römischen Antike und des ihr verpflichteten Humanismus gestaltet ist: Damit dürfte sie eine der ältesten, poetischen Beschreibungen eines Bergwerks sein und auch dadurch ihre Bedeutung belegen. Dass sie bislang nicht den sie verdienenden Bekanntheitsgrad erlangt hat, mag daran liegen, dass sie für manchen Philologen als zu „technisch“, manchem Montanhistoriker hingegen als zu „poetisch“ erschienen ist. Der hier und jetzt vorgelegten, auf der 1564 erstellten Fassung basierenden, neuen deutschen Prosa-Übersetzung von Siegm. Döpp ist der ursprüngliche Text zum Vergleich gegenübergestellt (bislang existiert lediglich eine wahrscheinlich von dem Gymnasialprofessor Felix Glowacki (1859-1892) erstellte Versübertragung, welche der k. u. k. Bergverwalter Felix Piestrak (1868-1947) im Berg- und Hüttenmännischen Jahrbuch 51, Wien 1903, herausgegeben hat.

Der Autor der „Beschreibung des Salzbergwerks Wieliczka“ – Adam Schröter, geboren um 1525 in Zittau, gestorben um 1572 in Käsmark (heute Kezmarok/Slowakei) – zählt zu den Repräsentanten des Humanismus und hat mehrere Werke verfasst – der Poet wurde 1560 als gekrönter Dichter des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation geehrt. Seine letzte Dichtung war jene über das Salzbergwerk in Wieliczka und schildert seine persönlichen Beobachtungen, die er mit mythologischen Kenntnissen der Antike sowie generellen, unter dem Einfluss von Paracelsus herrührenden Erläuterungen das Salz betreffend verbindet.

Das Werk beginnt mit einer Widmung an Sigismund II. August, den König von Polen, und an den Salzbergwerksdirektor Hieronymus Buzinski, der dann die Beschreibung des Salzbergwerks selbst folgt. Es folgen allgemeine Erläuterungen zur Geschichte des Salzwerks und zu den Eigenschaften des Salzes sowie die Schilderung des Ablaufs des ersten Tags der Besichtigung der übertägigen Anlagen des Bergwerks und der Stadt Wieliczka, die mit einem abendlichen und nächtlichen Gastmahl beim Zollverwalter des Salzbergwerks endet, wobei dieser seinem Gast einen Vortrag über die Entdeckung

der Salzlagerstätte und die wirtschaftliche Bedeutung des Salzbergwerks hält. Am nächsten Tag besucht Schröter den Salzbergwerksschreiber von Schadeck, der ihn mit seinen Kollegen herzlich empfängt und ihm die Erlaubnis erteilt, am nächsten Tag in das Salzbergwerk einzufahren. Diese Befahrung erfolgt am folgenden Tag unter Begleitung des Aufsehers Koschwitz, der ihm einen Pferdegöpel zeigt, an dem auch die Seilfahrt stattfindet. Nachdem sie die untere Sohle erreicht und Bereiche des untertägigen Streckennetzes durchfahren haben, folgt eine Beschreibung einzelner bergmännischer Tätigkeiten. Die Befahrung des Bergwerks endet wieder am Füllort des Göpelschachtes, der erneut zur Seilfahrt genutzt wird. Den Schluss der Schilderung der Befahrung bildet ein Gebet Schröters an die Schutzgötter des Salzbergwerks, die er inständig darum bittet, seiner poetischen Beschreibung des hochbedeutenden Bergwerks fortdauernde Geltung zu verschaffen. Bemerkenswert sind bei der Schilderung der Befahrung die genaue Beschreibung von Arbeitsvorgängen vor Ort, von der Seilfahrt in der für Wieliczka so charakteristischen Weise und von Details des Ausbaus sowie die Beschreibung der Organisation des Salzbergwerks und des dort tätigen Personals. Hier sind neue Erkenntnisse zu erwarten!

Zusammenfassend muss man feststellen, dass der montanhistorischen Forschung mit diesem Werk von Siegmund Döpp eine bislang fast unbekannte Beschreibung eines frühneuzeitlichen Bergwerks sowie eine neue Quelle zum Verständnis und Kenntnis von frühneuzeitlicher Montanliteratur zur Verfügung gestellt worden ist. Überzeugend erläutert Döpp die historische Position von Schröters Beschreibung des Salzbergwerks Wieliczka innerhalb der in Latein abgefassten montankundlichen Literatur zwischen den Werken z. B. von Paul Schneevoegel/Paulus Niavas (um 1460-nach 1514), Jodocus Willich (1501-1552), Joachim Vadian/Joachim von Watt (1484-1551), Johannes Rivius (1500-1553) und Georg Agricola (1491-1555) sowie von poetischen Literaturen z. B. von Euricius Cordus (1484-1535), Joachim Camerarius (1500-1574) und Georg von Logau (vor 1500-1553), wobei ihm aufgrund seiner Ausbildung das große Verdienst zukommt, die in neulateinischer Sprache abgefassten Werke als ehemaliger Ordinarius für Klassische Philologie und Sprachkundler u. a. an der Ruhr-Universität Bochum und der Universität Göttingen lesen, übersetzen, bewerten und einordnen zu können.

Man würde sich wünschen, weitere Werke montankundlichen Inhalts in der „Neulateinischen Bibliothek“ zur Verfügung gestellt zu bekommen, um die Forschungen zur frühneuzeitlichen Montankunde stärker als bislang möglich fördern zu können. Die „Beschreibung

des Salzbergwerks Wieliczka“ ist als ein wahrhafter Meilenstein auf dem Weg dahin zu erachten.

Prof. Dr. Rainer Slotta, Bochum

Wiebke Glässer:
Marktmacht und Politik. Das internationale Kartell der Ölgesellschaften 1960-1975

Berlin/Boston, De Gruyter Oldenbourg 2019 (303 S., 17. Abb., ISBN978-3-11-063735-9), 64,95 €
(Schriftenreihe der Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Bd. 32)

In den 1950er Jahren begann der Aufstieg des Mineralöls zum wichtigsten Primärenergieträger in den westlichen Industrienationen und spätestens im folgenden Jahrzehnt wurde es zum Schmiermittel der Weltwirtschaft. Das Öl ersetzte die Kohle nicht nur als Brennstoff, sondern auch als Chemierohstoff. Die Massentorisierung, die Ölheizung und Kunststoffe sorgten für einen unaufhaltsamen Anstieg der Nachfrage, sodass Öl 1975 einen Anteil von rund 50 % an der weltweiten Primärenergieversorgung erreichte.

Den Markt dominierten wie bereits in der Vorkriegszeit die sogenannten „Sieben Schwestern“, die US-amerikanischen Unternehmen Exxon, Mobil Oil und Standard Oil of California als Nachfolger des früheren Standard Oil-Konzerns, Gulf und Texaco sowie die beiden europäischen Vertreter, die britisch-niederländische Royal Dutch Shell und die britische BP. Hatte ihr gemeinsamer Marktanteil an der Förderung bis Ende der 1960er Jahre noch bei über 70 % gelegen, reduzierte sich dieser in den 1970er Jahren durch den Markteintritt neuer unabhängiger Wettbewerber auf unter 50 %, ohne dass ihre beherrschende Stellung dadurch erschüttert worden wäre. Mit ihrer vertikalen Unternehmensstruktur, die neben dem Upstream-Sektor auch das Downstream-Geschäft mit dem Transport, der Verarbeitung in Raffinerien und den Endvertrieb über Tankstellenketten umfasste, vereinigten sie, anders als ihre Konkurrenz, den gesamten Wertschöpfungs- und Lieferkettenprozess.

Wiebke Glässers 2017 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn abgeschlossene und 2018 mit dem Preis der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte ausgezeichnete Dissertation widmet sich dieser Umbruchphase zwischen 1960 und 1975. Anders als die bislang

eher makroökonomisch orientierten Arbeiten zum Thema, konzentriert sie sich auf die Mikroebene der Unternehmen, und gerade hier liegt der besondere Wert des vorliegenden Buches, denn die Marktstrategien und internen Entscheidungsprozesse der Majors sowie deren Genese und Hintergründe waren bislang ein bedeutendes Desiderat der unternehmenshistorischen Betrachtung der Branche.

Diese zeichnete sich spätestens seit den 1920er Jahren durch eine umfassende Kooperation aus. Die Sieben Schwestern arbeiteten bei der Erschließung von Vorkommen ebenso zusammen wie im Raffinerie- und Transportsektor. Man belieferte sich gegenseitig, verarbeitete gemeinsam die Förderung und achtete trotz aller Konkurrenz sorgsam auf ein gewisses Gleichgewicht. Ende der 1950er Jahre änderte sich die Situation nachhaltig. Die von den Unternehmen initiierte Senkung der „posted prices“, an denen sich die Förderabgaben in den Konzessionsländern bemaßen, führte als deren Gegenreaktion zur Gründung der OPEC, und gleichzeitig wurde deutlich, dass mit der Sowjetunion ein neuer Konkurrent auf dem Weltmarkt auftauchte, dessen gigantische Reserven geeignet schienen, die angestammten Marktpositionen zu erschüttern.

Die Sieben Schwestern reagierten daher 1962 mit der Gründung der „Oil Group“, eines informellen, geheimen Kartells zur Entwicklung gemeinsamer Gegenstrategien, dessen Aktivitäten im Mittelpunkt des Buches stehen. Glässer bereichert damit die in den vergangenen Jahren in zahlreichen Arbeiten intensiviert historische Kartellforschung um ein ungewöhnliches Beispiel, handelt es sich bei der Oil Group doch um die weitreichendste und wohl auch einflussreichste Vereinbarung dieser Art. Besonders interessant ist es neben seinen weltweiten Aktivitäten auch durch die Tatsache, dass die Mehrheit seiner Mitglieder aus den USA stammen, wo Kartelle im Gegensatz zu Deutschland auch schon vor dem Zweiten Weltkrieg gesetzlich verboten waren. Sobald es jedoch um die „Marktmacht“ der einheimischen Ölmultis und den Hauptgegner des Kalten Krieges ging, waren die US-amerikanischen und britischen Hüter des freien Wettbewerbs durchaus zu Konzessionen bereit, zumal die Oil Group eben nicht das typische Kartellziel stabiler und hoher Produktpreise verfolgte.

Die politische Akzeptanz dieser Kooperation war sicherlich das Ergebnis, so eine der beiden zentralen Thesen der Arbeit, eines entsprechenden Lobbyismus, der allerdings auch eine große Bereitschaft stieß. Ebenso ist der These zuzustimmen, dass es den beteiligten Unternehmen trotz des rasanten Wandels des internationalen Ölgeschäfts gelang, ihre Machtposition zu halten. Dies würde wohl noch deutlicher

werden, wenn der Untersuchungszeitraum um einige Jahre verlängert und neben dem Kriterium der Gewinne noch weitere relevante Aspekte wie die Entwicklung von Umsätzen und Gewinnmargen, des weltweiten Energieverbrauchs und der Konkurrenzunternehmen stärker berücksichtigt worden wäre. Welche Rolle spielten der Primärenergiebedarf pro Kopf und das Wachstum der Weltbevölkerung?

Glässers Studie ist ein schönes Beispiel dafür, dass der Erfolg und die Stabilität von Kartellen nicht von inhaltlich hart umkämpften und sanktionsbefrachteten Verträgen abhängig sein muss, sondern auch langjährige vertrauensvolle Beziehungen und ein grundsätzliches gemeinsames Ziel ausreichen können. Ein direkter Vergleich zu gesetzlich legitimierten Kartellen, also der überwiegenden Mehrheit, ist zwar vor diesem Hintergrund nur eingeschränkt möglich, doch wird deutlich, welche Rolle solche Aspekte für das Verhältnis von Unternehmen zueinander besitzen. Das Informelle, meist nur unzureichend in Akten Abgebildete und von den Unternehmen in der Selbstdarstellung gerne Verschwiegene kommt hier deutlich zum Vorschein, auch weil neben Unternehmensakten von Exxon/Mobil, BP und Total und staatlichen Quellen auch der Nachlass des Kartellkoordinators John McCloy ausgewertet wurde.

Das Buch gliedert sich neben Einleitung und Fazit in vier Kapitel. Am Anfang steht eine Darstellung des globalen Ölmarktes, die die wichtigsten Aspekte umreißt, mit gerade 25 Seiten jedoch recht knapp ausfällt. Es folgt ein Überblick über die Sieben Schwestern mit Konzernportraits und Ausführungen zu ihren Aktivitäten und Unternehmensstrategien, politischen Beziehungen und Kooperationsstrategien. Hier

hätte sich der Rezensent mitunter etwas mehr Details gewünscht. So bleibt es etwa bei der mehrfachen Erwähnung der Diversifikation der „Produktpalette“ (79) und der „Expansion in diverse Bereiche“ (83), ohne dass dies durch Beispiele unterfüttert worden wäre. Im Zentrum des dritten Abschnitts steht die Sowjetunion, des vierten dann die OPEC. Beide Kapitel stellen insbesondere die Reaktionen und Strategien der Majors auf diese „externen Schocks“ dar. Zusammenfassend ist festzustellen, dass Glässers Arbeit ein neues, bislang kaum bekanntes Themenfeld der Ölindustrie betrachtet, das darüber hinaus wertvolle Erkenntnisse zur historischen Kartellforschung vermittelt.

Schade und ärgerlich ist allein der oberflächliche Umgang Glässers mit statistischen Werten. Fehler können passieren und sind daher bei Einzelfällen nicht erwähnenswert. Wenn sie sich aber häufen, besteht die Gefahr falscher Analyseergebnisse, was in diesem Fall die Grundaussagen zwar nicht beeinträchtigt, aber einen faden Beigeschmack hinterlässt, da anzunehmen ist, dass weitere Autoren sie unkontrolliert perpetuieren. Den Anlass für einen Abgleich einzelner Werte gab bereits die Einleitung, in der von einer Verdoppelung des weltweiten Ölverbrauchs zwischen 1960 und 1975 von 1.060 Mio. t auf 2.192 Mio. t und einer durchschnittlichen jährlichen Wachstumsrate von 6,5 % die Rede ist (5). Ausgangswert und Wachstumsrate sind korrekt, jedoch lag der Weltverbrauch 1975 bei 2.701 Mio. t, sodass hier keine Verdoppelung, sondern eine Steigerung um den Faktor 2,5 vorliegt. Der Verbrauch von China der Sowjetunion und Osteuropas wurde hier bei der Zahlenangabe anders als beim Ausgangswert nicht berücksichtigt.

Ein Blick in den Tabellenanhang und die dazugehörigen Textgrafiken ergab weitere Ungereimtheiten. So erreichte die „Rohölproduktion“ der USA nicht die angegebenen Werte, sondern lag erheblich niedriger (31, 267). Tatsächlich unterscheidet die hierzu herangezogene BP statistical review of world oil industry für die USA die Produktion von „crude oil“, also Rohöl, und die von „natural gas liquids“, also „Gaskondensat“. Dieses ist ein Produkt der in den USA anders als in Europa bereits zum Untersuchungszeitraum weit verbreiteten Erdgasförderung und hat mit Rohöl nichts zu tun. Folglich müssen die angegebenen Werte um durchschnittlich rund 13 % reduziert werden, sodass der Mittlere und Nahe Osten die USA als weltgrößten Förderer schon 1964 und nicht erst 1966 ablöste.

Ebenfalls irritierend und direkt ins Auge springend ist die auffällige Diskrepanz zwischen Ölproduktion und Raffination (33, 269). Das letztere erstere dauerhaft überstiegen haben soll, ist so falsch wie unlogisch. Tatsächlich hat Glässer hier den jährlichen Raffineriedurchsatz mit den Raffineriekapazitäten verwechselt. Besonders deutlich wird dies bei den Angaben zu 1974 und 1975, als sich der Auslastungsgrad der Raffinerien von rund 90 % auf 73 % rapide verschlechterte und folglich beide Linien stark auseinanderlaufen. Dies führt dann zu entsprechenden Fehldeutungen im Text (31). Wenn diese aber mit „neue[n] Verwendungsmöglichkeiten und verbesserte[n] Technologien“ begründet werden, spricht dies nicht unbedingt für ein tiefes Verständnis der technischen Hintergründe der Branche.

PD Dr. Dietmar Bleidick, Bochum

DER ANSCHNITT

Herausgeber:
Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des VFKK-Vorstands:
Dr. Heinz-Werner Voß

Vorsitzender des VFKK-Beirats:
Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

VFKK-Geschäftsführer:
Museumsdirektor Prof. Dr. rer. nat. Stefan Brüggerhoff

Schriftleitung:
PD Dr. Dietmar Bleidick

Editorial Board:
Prof. Dr. Stefan Brüggerhoff, Dr. Lena Asrih, Wiebke Büsch
Dr. Michael Farrenkopf, Prof. Dr. Rainer Slotta, Prof. Dr. Thomas Stöllner

Wissenschaftlicher Beirat:
Prof. Dr. Jana Geršlová, Ostrava; Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen;
Prof. Dr. Thilo Rehren, London; Prof. Dr. Wolfhard Weber, Bochum

ISSN 0003-5238

Anschrift der Geschäftsführung
und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum
Am Bergbaumuseum 28 - 44791 Bochum

Kontakt:

Geschäftsführung (02 34) 58 77-112
stefan.brueggerhoff@bergbaumuseum.de

Geschäftsstelle (02 34) 58 77-113
sabine.birnfeld@bergbaumuseum.de

Schriftleitung (02 34) 58 77-103
dietmar.bleidick@bergbaumuseum.de

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €; Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung (Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Rolf Krause

Gesamtherstellung und Versand:
Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag, Paderborn